WESTERWALD KRIMI

MICHA KRÄMER

Über deine Höhen

CW Niemeyer

Micha Krämer
Über deine Höhen

Micha Krämer

Über deine Höhen

CW Niemeyer

Der Roman spielt hauptsächlich in einer allseits bekannten Region im Westerwald, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Sämtliche Handlungen und Charaktere sind frei erfunden.

Über den Autor:

Micha Krämer wurde 1970 in Kausen im Westerwald geboren. 1989 zog es ihn nach Betzdorf, wo er es ganze 15 Jahre aushielt, bevor das Heimweh ihn zurück nach Kausen führte. 2009 veröffentlichte der gelernte Elektroniker kurz nacheinander die beiden Kinderbücher „Willi und das Grab des Drachentöters" und „Willi und das verborgene Volk". Der regionale Erfolg der beiden Bücher, die er eigentlich nur für seine eigenen beiden Kinder schrieb, war überwältigend und kam für ihn selbst total überraschend. Einmal Blut geleckt, musste im Jahre 2010 nun ein „richtiges Buch" her. Im Juni erschien sein erster Roman für Erwachsene und zum Ende des Jahres 2010 sein erster Kriminalroman, der die Geschichte der jungen Kommissarin Nina Moretti erzählt. Neben seiner Familie, dem Beruf und dem Schreiben gehört die Musik zu einer seiner großen Leidenschaften.

Mehr über Micha Krämer erfahren Sie auf www.micha-kraemer.de

1. November 1994, 2:34 Uhr
Irgendwo über dem Westerwald

Alles drehte sich. Die ganze Welt wirbelte um sie herum. Das Gefühl war schön. Irgendwie. Die Schmerzen, die sie eben noch gespürt hatte, waren fort und einer unergründlichen Leichtigkeit gewichen. Sie hörte, wie jemand ihren Namen rief. „Christin? Hören Sie mich, Christin? Christin?“ Natürlich hörte sie ihn. Aber aus irgendeinem Grund konnte sie nicht antworten. Ein Schleier aus Nebel tanzte vor ihren Augen. Leise, gedämpft, wie aus der Ferne nahm sie noch andere Stimmen und Geräusche wahr. Das Piepen von Apparaten und das Dröhnen des Hubschraubers, in den man sie verladen hatte. Die aufgebrachte Stimme einer ebenfalls unbekannten Frau kreischte. „Wir verlieren sie. Herzstillstand.“ Dann hörte sie das Schreien eines Babys. Lena! Es ging ihr gut! Wie Blitze durchzuckten die Erinnerungen an die letzten Stunden ihr Gedächtnis. Warum nur hatten sie ihr das angetan? Warum nur? Es war das Letzte, was sie noch wahrnahm und dachte. Dann entfernten sich die Geräusche um sie herum immer weiter, bis es schließlich ganz still wurde.

Kapitel 1

30. September 2011
Der 1. Tag

Mit einem leichten Ruck drückte Lena die Tür auf und spähte vorsichtig in ihr neues Zuhause. Zögernd betrat sie die Diele des alten Wohnhauses. Muffige Luft drang ihr entgegen. Es roch feucht, dreckig, nach kaltem Rauch und irgendwie auch nach altem Mensch. Sie kannte diesen Geruch von den Sozialstunden, die sie im vergangenen Sommer in einem Frankfurter Seniorenheim ableisten musste. Dort hatte es ähnlich gerochen. Nur der Geruch des Rauches, der von den Holzöfen zu kommen schien, war ihr neu. Ganz langsam ging sie weiter. Es war still im Haus. Das einzige Geräusch, das sie vernahm, war das Atmen von Max, ihrem Adoptivvater, der dicht hinter ihr stand.

Lena strich über eine grünweiße Kommode aus furniertem Holz, im Look der siebziger Jahre. Staub wirbelte auf. Die Tapeten in dem schmalen Flur waren vergilbt und fleckig, die niedrigen Decken des alten Fachwerkhauses, genau wie die Wände und der Fußboden, der im Eingangsbereich mit einem blaugelben Mosaik gefliest war, krumm und schief.

Hier sollten sie nun wohnen? Was für eine Scheiße. Das Haus lag am Rande eines hohen Fichtenwaldes in einer Sackgasse. Es gab nur einen Weg, der sich

von dem kleinen Dorf Blittersbach, unten im Tal, fast einen Kilometer hier heraufschlängelte und hinter der Abzweigung zum Hof im Wald verschwand. Wie es aussah, gab es in dem 400-Seelen-Kaff auch nichts außer einer kleinen Bäckerei, einer schäbigen Kneipe und natürlich einer Kirche. Bis zum Supermarkt im nächst größeren Ort waren es gut und gerne zehn Kilometer. Bevor sie hierhergekommen war, glaubte Lena noch, dass wirklich alles besser sein konnte als die Wohnung, die sie bisher bewohnten. Sie hatte sich im achten Stock einer Mietskaserne im Frankfurter Westend, mit Blick auf das Klärwerk, befunden. Ja, sie hatte tatsächlich geglaubt, es könnte nicht noch schlimmer kommen. Sicher war sie sich da in diesem Moment allerdings nicht mehr.

Als sie vor vier Wochen den Brief von dem Notar las, der morgens mit der Post gekommen war, hatte sie sich riesig gefreut. Sie, Lena Reinmann, hatte geerbt. Einen Hof. Einen richtigen alten Bauernhof im Westerwald. „Den verkaufen wir“, jubelte sie damals spontan und war Max um den Hals gesprungen. „Und von dem Geld machen wir erst mal richtig Urlaub und zahlen all unsere Schulden.“ So hatte sie sich das gedacht. Frankfurt zu verlassen, war für sie dabei keine Option gewesen. Sie wohnte schon immer in der Main Metropole und glaubte auch hierher zu gehören. Natürlich würden sie umziehen, in eine schicke Wohnung oder ein Häuschen in einem der besseren Vororte. Aber doch nicht in irgendein Kuhdorf im Westerwald, wo es von morgens bis abends nach Scheiße stank und man sogar noch auf-

passen musste, dass man nicht in dieselbige hineintrat. Doch wie so vieles in Lenas Leben, war es auch diesmal anders gekommen.

*

Dass Max nicht ihr leiblicher Vater war, hatte sie schon lange gewusst. Maximilian und Marina Reinmann, hatten sie vor sechzehn Jahren als Säugling adoptiert. Lenas leibliche Eltern waren angeblich kurz nach ihrer Geburt gestorben. Woran, wusste sie nicht und so wie es schien, gab es auf der ganzen Welt auch niemanden, der ihr das erzählen konnte oder wollte. Umso verwunderter war sie gewesen, als sie erfuhr, dass sie die einzige Erbin eines Hofes im Westerwald war. Der alte Mann, bei dem es sich um ihren leiblichen Großvater handelte und von dessen bloßer Existenz sie bis dato noch nicht einmal etwas ahnte, hatte sie als seine alleinige Erbin bestimmt. Das Haus, das Land drum herum und ein Bankkonto mit gut und gern einer Million Euro gehörten nun ihr. Zumindest fast. Wie bei allem in Lenas Leben gab es nämlich auch diesmal wieder einmal einen Haken. Der alte Mann, in dessen Haus sie nun standen, hatte in seinem Letzten Willen verfügt, dass Lena ihr Erbe erst mit einundzwanzig bekam. Dann durfte sie damit tun und lassen, was sie wollte. Allerdings hatte der Alte auch verfügt, dass sie bis dahin ein monatliches Taschengeld von zweitausend Euro bekam und sie und ihr Adoptivvater auf dem Hof wohnen durften, wenn sie das wollten.

Das traf sich gut. Da Geld bei den Reinmanns in den letzten Jahren immer knapp gewesen war, fiel ihnen die Entscheidung nicht gerade schwer. Max Reinmann war freier Autor. Er schrieb Drehbücher fürs Fernsehen. Meistens für Seifenopern, die schon nach den ersten Folgen wieder eingestellt wurden, weil sich einfach kein normaler Mensch diesen schnulzigen Kram ansehen wollte. Dementsprechend dürftig waren in der letzten Zeit die Honorare ausgefallen. Zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

Das war nicht immer so gewesen. Früher war Max richtig gut gewesen. Die Sender und Produktionsfirmen hatten ihm die Tür förmlich eingerannt. Doch seit Marinas plötzlichem Tod vor fünf Jahren war es mit ihm stetig bergab gegangen. Max bekam irgendwie nichts mehr auf die Reihe. Schreibblockade nannte er das. Wochenlang hatte er nicht ein einziges Wort zu Papier gebracht. Hatte einfach an seinem Schreibtisch gesessen und aus dem Fenster gestarrt, bis er schließlich einen Weg fand, seine Blockade zu überwinden. Mit Alkohol! Erst trank er nur wenig. Dann immer mehr. Und am Schluss soff er ständig. Leider waren seine im Suff verfassten Werke nicht gerade Kassenschlager. Es kam, wie es kommen musste. Die Bank versteigerte ihnen das Haus praktisch unter dem Hintern weg. Sie mussten umziehen in einen Betonklotz mit 120 Wohneinheiten und bester Aussicht auf eines der großen Frankfurter Klärwerke. Der Gestank bei Ostwind war entsetzlich und Max soff immer noch mehr. Das ging so bis zu dem Tag, als sein Herz nicht mehr mitmachte und er einfach vor ihren Augen im

Wohnzimmer zusammenbrach. Der Arzt im Krankenhaus erklärte ihr später, es wären insgesamt drei Infarkte gewesen. Max wurde operiert. Fünf Bypässe. Und das mit gerade einmal vierzig. Von der Klinik aus ging es sofort in die Reha mit anschließendem Entzug.

Max war erst einige Tage wieder zu Hause, als die Nachricht über das Erbe kam. Gleichzeitig mit dem Brief des Notars und etlichen Mahnungen war auch die Kündigung der Wohnung gekommen. Mittlerweile waren sie über ein halbes Jahr mit der Miete im Rückstand. Die Wohnungsbaugesellschaft war deshalb der Auffassung, dass sie und Max bis zum ersten Oktober raus sein mussten.

*

Heute war der dreißigste September und sie waren tatsächlich raus. Mit zwei Koffern, ihren Schlafsäcken und einem Korb voller Konserven hatten sie am Morgen Frankfurt mit dem Taxi verlassen. Frank, ein Freund von Max aus alten Tagen, würde ihnen am nächsten Wochenende ihre Möbel und die restlichen Habseligkeiten mit einem Lastwagen der Spedition, bei der er arbeitete, hinterherbringen. Bis dahin musste es halt so gehen.

Die letzten Monate hatten Lena gestärkt. Während Max' Abwesenheit in der Klinik und während seines Entzugs, hatte sie gelernt sich durchzuboxen und den Laden allein geschmissen. Sie war, so glaubte sie, reifer geworden. Erwachsener und bestimmt vernünftiger. Im Grunde hatte sie auch alleine entschieden, dass sie umzogen. Max hatte nur gelächelt und genickt. Ge-

meinsam würden sie neu anfangen. Mietfrei wohnen und jeden Monat zweitausend Euro auf dem Konto waren dafür eine solide Grundlage. Und wenn Lena einundzwanzig war, würden sie alles verkaufen und irgendwo anders hingehen. Doch für den Anfang war der Westerwald okay. Es würde gehen.

*

Sie betrat das Wohnzimmer und blickte sich um. Auch hier waren alle Möbel vollkommen unmodern und größtenteils verschlissen. „Was hältst du davon, wenn wir draußen auf dem Hof ein großes Feuer machen und den ganzen Mist einfach verbrennen“, hörte sie Max sagen. Lena drehte sich um und lächelte gequält. „Was hältst du davon, wenn wir alles an seinem Platz lassen und direkt die ganze Bude anzünden.“ Max lachte auf. „Das wär wahrlich das Einfachste. Wir zünden die Hütte an, bescheißen die Versicherung und bekommen dann jeder ein wunderschönes Einzelzimmer im nächsten Knast.“ Lena lachte auch. Nicht über den Witz. Nein, sie lachte, weil Max lachte. So hatte sie ihn seit fünf Jahren nicht erlebt. Alles würde gut werden.

*

Die nächsten Tage verbrachten sie damit, sich einzurichten und das Haus zu entrümpeln. Zuerst nur in der unteren Etage. Die oberen Räume würden irgendwann folgen. Der Hof war riesig. Direkt an das Haupthaus, in dem es allein neun Zimmer gab, war das Stallgebäude

angebaut. Daran in einer Art U-Form und somit direkt gegenüber dem Wohnhaus gab es eine riesige Scheune. Wie im Haus, stapelte sich auch hier das Gerümpel. Fast schien es, als habe der alte Mann niemals etwas weggeworfen. Unermüdlich schleppten sie alten Krempel auf eine kleine Wiese hinter der Scheune. Das Feuer, das Max mit Hilfe einiger Liter Diesel entfachte, qualmte auch weit weniger, als sie zuerst befürchtet hatten. Es gelang ihnen auf diese Weise innerhalb von drei Tagen, die gesamte untere Etage, bis auf einen uralten Küchenschrank und eine Eichenkomode, die Max restaurieren wollte, in den Flammen zu entsorgen. Auch die mindestens fünf Schichten Tapeten und die alten fleckigen Teppichböden endeten im Feuer.

„Wenn du das in Frankfurt machst, kommst du ins Gefängnis“, alberte Frank, als er grinsend aus dem Lastwagen stieg und die Reste eines Sessels im Feuer schwelen sah. Mit jedem ihrer eigenen Möbelstücke, das sie von der Ladefläche luden und in das Haus trugen, fühlte Lena sich wohler. Endlich waren die Dinge ihr wieder vertraut. Und nach nicht einmal einer Woche fühlte sie sich sogar ein bisschen wie Zuhause angekommen. Zwar hatte sie noch immer kein eigenes Zimmer und pennte neben Max auf dem Ikea Klappsofa in dem frisch tapezierten Wohnzimmer, aber auch das würde noch werden.

*

Seit über fünf Jahren besaßen sie nun sogar endlich wieder ein eigenes Auto. Beziehungsweise sogar

gleich vier davon und zwei Traktoren. Max hatte die Fahrzeuge bereits am ersten Tag gefunden. Sie standen in der Scheune. Vermutlich hatte der alte Karl Bodenheim, wie ihr Großvater hieß, sich beim Kauf eines Neuwagens nie von seinem alten Auto getrennt. Er hatte sie einfach in der Scheune abgestellt und dort stehen gelassen, bis sie Stück für Stück unter Dreck und altem Gerümpel verschwanden. Zuletzt fuhr der alte Mann wohl einen grünen Mercedes Benz, der gut und gerne auch schon zwanzig Lenze überschritten hatte, aber noch prima in Schuss war. Das Auto war sogar noch angemeldet und vollgetankt. Beim ersten Startversuch sprang es ohne Murren, aber mit mächtig viel Qualm, sofort an. Die anderen Vehikel, darunter eine alte Ente von Citroën, die unter einer großen Plane Winterschlaf hielt, zwei Opel aus den Sechzigern oder Siebzigern und einer der Traktoren schienen dagegen weniger gut in Schuss und ein Fall für den Schrott. Der zweite Trecker, ein neueres Modell, war noch recht passabel und würde ihnen später vielleicht noch gute Dienste leisten können. Aber das war im Moment egal. Hauptsache, sie besaßen nun ein fahrbares Auto, ein Haus und ein bisschen Bargeld. Und entgegen aller Befürchtungen roch es hier im Westerwald auch nicht nach Kuhscheiße, sondern im Gegenteil recht angenehm.

*

Nachts lag Lena trotz der Schufterei am Tag oft wach. Sie lauschte dem Wind, der, so schien es, hier immer

kräftig wehte und an dem alten Haus zerrte und rüttelte. Sie musste an das Lied denken, das sie einmal in der Schule gesungen und dessen Text sie bis auf die ersten beiden Sätze wieder vergessen hatte. „Oh du schöner Westerwald. Über deine Höhen pfeift der Wind so kalt.“ Dass die Zeilen kein hohles Geplänkel waren, wusste sie nun. Da war wirklich etwas dran. Der Wind war zwar kühl, aber auf irgendeine Art auch angenehm.

In den kurzen Pausen zwischen den Böen hörte sie dann nichts außer den ruhigen Atemzügen von Max, der neben ihr schlief. Dieses „Nichts“ zu hören, war neu für sie und machte ihr irgendwie Angst. Noch nie in ihrem Leben hatte sie „Nichts“ gehört. In Frankfurt gab es dieses Geräusch nicht. Die Stadt lebte immer. Sie atmete hörbar. Sie pulsierte förmlich. Auch in der Nacht tat sie das. Dieser Puls, bestehend aus Motorengeräuschen, dem Quietschen von Eisenbahnzügen, dem Dröhnen von Flugzeugen und dem Heulen der unterschiedlichsten Sirenen, den konnte man hören. Aber man nahm ihn eigentlich nicht wahr. Erst hier in der Stille des Westerwalds hatte sie bemerkt, dass er überhaupt da gewesen war und nun fehlte.

Wenn sie in der Nacht so dalag, dachte sie viel nach. Über ihr Leben, über das alte Haus und seine ehemaligen Bewohner. Obwohl diese Menschen ihre wahre Familie gewesen waren, wusste sie doch rein gar nichts über sie. Vielleicht, so überlegte sie, hatte Familie gar nichts mit Blutsverwandtschaft und den gleichen Genen zu tun. Vielleicht gehörten zur Familie eher die Menschen, die man liebte. Max und Marina

waren so lange Lena denken konnte, ihre Familie gewesen und nicht diese Leute, die sie noch nicht einmal gekannt hatte.

*

Bereits am ersten Tag, auf ihrer allerersten Erkundungstour, hatte Lena eine Entdeckung in der oberen Etage gemacht. Eines der fünf Zimmer, die es dort gab, war das Jugendzimmer eines Mädchens gewesen. Der Raum wirkte im Gegensatz zum Rest des Hauses aufgeräumt und sauber. Das Bett war gemacht und über dem Stuhl, der an dem Schreibtisch stand, hing eine verwaschene hellblaue Mädchenjeans. An den Wänden gab es Poster von Musikern aus den neunziger Jahren. Die meisten davon kannte Lena nicht. Andere Plakate zeigten Pferde. Dazwischen hingen kleinere Fotos, die wie die Poster mit bunten Reißzwecken befestigt worden waren. Meist waren auf ihnen junge Menschen abgelichtet, die lachten. Jugendliche in Lenas Alter. Sofort erkannte sie eines der Gesichter auf den Bildern. Zu ihrem großen Erstaunen war es ihr eigenes. Auf mindestens zwanzig der Fotos war ihr Ebenbild zu sehen. Zwar waren die Haare etwas länger und auf den meisten Bildern zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Aber die Augen und die Züge des Gesichts waren die gleichen wie die, die sie täglich im Spiegel sah. Natürlich war ihr sofort klar gewesen, dass das Mädchen auf den Fotos nicht wirklich sie selbst war. Es musste sich um ihre Mutter handeln. Ihre richtige

Mutter, die genau wie ihre Adoptivmutter Marina, viel zu früh gestorben war.

*

In den nächsten Tagen nach der Entdeckung des Zimmers, war sie oft die schmale Treppe hinauf gestiegen, um dort einige Minuten zu verweilen. Anfangs hatte sie sich nicht getraut etwas anzufassen. Schließlich gehörte es sich nicht, in den Sachen anderer Leute herumzuwühlen. Und immerhin sah ja auch alles so aus, als könnten die Besitzer jeden Moment wieder hereinkommen und sie dabei ertappen, wie sie in ihren Sachen stöberte. Sie setzte sich deshalb dann nur einige Minuten auf das Bett und besah sich stumm die Bilder ringsum.

*

Erst am vierten Tag öffnete Lena zögerlich den zweiflügligen Kleiderschrank und schaute vorsichtig hinein. Ein süßlicher Duft strömte ihr entgegen. Es roch nach Blumen, vielleicht Veilchen oder Rosen. Schnell fand sie den Ursprung des Geruchs. Zwischen den Kleidungsstücken auf den Regalbrettern lagen mehrere kleine Stücke rosaroter Seife, die die Form von Rosenblüten hatten. Fein säuberlich hingen T-Shirts, Blusen und Pullover neben Röcken und Hosen. Wie viele Klamotten dieses Mädchen gehabt hatte! Davon konnte sie nur träumen. Lenas Habseligkeiten passten in einen Koffer, der nur wenig größer als eine Akten-

tasche war. Sie griff einen dicken, sehr weichen roten Strickpulli mit Rollkragen, hielt ihn an sich und betrachtete sich dann in dem großen Spiegel, der innen in der Schranktüre hing. Was sie sah, gefiel ihr. Sie überlegte kurz und streifte das Kleidungsstück dann einfach über ihr T-Shirt. Es passte wie angegossen und roch stark, aber angenehm, nach der Blumenseife, als wäre es gestern erst gewaschen worden. Schnell nahm sie eine schwarze Jeans von einem Bügel, zog flott ihre blaue Arbeitslatzhose aus und schlüpfte hinein. Auch die Hose saß, als wäre sie für sie gemacht. Nachdem sie sich ausgiebig im Spiegel betrachtet hatte, setzte sie sich in ihrer neuen Montur an den kleinen Schreibtisch und sah aus dem Fenster. Von hier aus konnte man das Dorf im Tal sehen. Dahinter, auf einer lang gezogenen Hügelkette, drehten sich einige Windräder in der Abendsonne. Von den Häusern des Ortes, die rings um eine kleine Kirche standen, stiegen dünne Rauchsäulen in den kalten, aber ansonsten klaren Oktoberhimmel. Ihr Blick fiel auf eine Geldbörse rechts auf dem Fensterbrett. Sie griff danach und öffnete sie. Es befanden sich nur wenig Münzen und ein Zehn-Mark-Schein darin, der, obwohl sie schon einmal Deutsche Mark gesehen hatte, irgendwie befremdend auf sie wirkte. Sie zog einen Personalausweis heraus und betrachtete ihn. Dem Foto nach hätte es ihr eigener sein können. Sie las den Namen darauf. Mehrmals!

Ein Geräusch ließ sie aufhorchen und erschrocken herumfahren. Durch den Türspalt schob sich maunzend eine dicke, pechschwarze Katze. Sie betrachtete Lena einen Moment aufmerksam und sprang dann mit

einem Satz auf das Bett. Dort drehte sie sich zweimal um die eigene Achse und rollte sich schließlich zufrieden auf dem Kopfkissen zusammen. „Hey“, begrüßte Lena sie und streckte vorsichtig die Hand nach dem Stubentiger aus. „Was bist du denn für eine?“ Der Stubentiger schnurrte zufrieden, während Lena sachte über das weiche Fell strich. Die Katze, oder war es vielleicht ein Kater, schien nicht mehr die jüngste zu sein. Verheilte Narben am Kopf und ein eingerissenes Ohr deuteten auf diverse Auseinandersetzungen mit Artgenossen oder anderen Tieren hin. „Wie heißt du denn?“, fragte sie das Tier. „Vielleicht hast du gar keinen Namen? Oder es gibt niemanden mehr, der ihn kennt. Weißt du was? Ich nenn dich einfach Mohrle. Das passt sowohl zu einem Jungen als auch zu einem Mädchen.“ Mohrle schien der neue Name ebenfalls zu gefallen, denn er, oder sie, schnurrte zufrieden. „Ach hier bist du“, hörte sie plötzlich Max hinter sich. Erschrocken fuhr sie herum. Ihr Adoptivvater stand grinsend in der Zimmertür und betrachtete sie interessiert. „Toll siehst du aus. Steht dir wirklich gut. Sind das Sachen von ihr?“ Lena nickte. „Ja, sie hieß übrigens Christin.“

Der 7. Tag

Der Wind war besonders stark an diesem Tag. Fasziniert beobachtete Lena, wie eine kleine Windhose über den Hof fegte und dabei unzählige gelbbraune Blätter, ähnlich einem kleinen Wirbelsturm, im Kreis herumdrehte. Der Himmel war bewölkt und am Horizont hinter den großen Windrädern war nur vereinzelt ein Streifen Blau zu erkennen. Sie ging zur Scheune, öffnete das große Tor und schob dann ihr Fahrrad ins Freie. Der Drahtesel war ein Geschenk von Florian, einem Jungen aus ihrer alten Clique gewesen. Vermutlich hatte er das Bike irgendwo in Frankfurt gestohlen. Einmal hatte die Polizei sie damit gestoppt. Die Überprüfung des Rades war aber gut ausgegangen. Vielleicht hatte der ehemalige Besitzer den Verlust noch gar nicht bemerkt, oder den Diebstahl einfach nicht gemeldet.

Max war schon früh mit dem alten Mercedes in die Kreisstadt Altenkirchen gefahren, um Tapeten und Laminatfußboden aus dem Baumarkt zu besorgen. Lena fand, dass es an der Zeit war, die nähere Umgebung zu erkunden. Sie prüfte den Luftdruck der Reifen, schwang sich auf den Sattel und fuhr los. Es ging stetig bergab, während die Häuser des Dorfes immer näherkamen. Zielstrebig fuhr sie auf den Kirchturm zu, der wie ein ausgestreckter Finger zwischen den Häu-

sern in den Himmel zeigte. Unterwegs hielt sie kurz an und rollte den Kragen des roten Strickpullovers hoch, sodass er ihren Mund und die Nase bedeckte und diese somit gegen die Kälte und den Fahrtwind schützte. Immer noch roch das Kleidungsstück herrlich nach der Blumenseife aus dem Kleiderschrank. Der kleine Ort Blittersbach schlief noch. Sie sah auf ihr Handy. Es war das erste Mal seit Tagen, dass das Gerät wenigstens zwei Balken Empfang anzeigte. Droben am Hof funktionierte es gar nicht. Wie es schien, war der Westerwald auch über zehn Jahre nach der Jahrtausendwende immer noch ein telekommunikatives Entwicklungsland mit nur spärlichem Handyempfang. Die Uhr auf dem verkratzten Display zeigte zehn Minuten nach neun. Sie setzte sich auf die Stufen der Kirchentreppe und wählte die Nummer ihrer Sprachmailbox. Es gab keine neuen Nachrichten. Sicherlich hatten Frankfurt und ihre ehemaligen Freunde sie bereits vergessen. Aus den Augen, aus dem Sinn. Sie stand auf, packte ihr Fahrrad und schob es um die Kirche herum. Auf dieser Seite des Gotteshauses befand sich der örtliche Friedhof. Eine niedrige Mauer aus dunkelgrauen Bruchsteinen umgab das Gelände. Lena lehnte das Rad gegen die Mauer und betrat den Ort der letzten Ruhe. Erneut spürte sie die Kälte des Herbstwindes und zog nun auch die Ärmel des Pullovers über ihre Hände. Sie ging an den Reihen der Gräber entlang und las die Namen auf den Grabsteinen. An einem noch recht frisch wirkenden, schmucklosen Grab ohne Einfassung und Blumen blieb sie stehen. Auf dem schiefen Holzkreuz stand der Name des

Mannes, in dessen Haus sie nun lebten. Sie verweilte einen Moment und glaubte ein Gebet sprechen zu müssen. Das tat man doch so auf einem Friedhof? Oder etwa nicht? Sie wusste noch nicht einmal, ob sie es überhaupt richtig machte. Woher auch. Weder Max noch Marina hatten mit Gott und der Kirche je etwas am Hut gehabt. Und auch Lena glaubte nicht wirklich an das, was die Priester da von der Kanzel predigten. Wenn es wirklich einen Gott da oben im Himmel gab, warum besaß der denn so ein Interesse daran, ihr Zeit ihres Lebens immer alles wegzunehmen und ihr ständig in die Fresse zu treten. Sie betete trotzdem für den alten Mann, der da nun vor ihr in der Erde ruhte. Bestimmt hätte es ihm gefallen.

*

Sie musste nicht lange suchen, bis sie das zweite Grab fand, das sie suchte. „Hier ruht unsere geliebte Tochter Christin Bodenheim“, stand da in geschwungener Schrift auf einem fast weißen Stein aus Granit. Geboren am 20. Dezember 1976, gestorben am 01. November 1994. Als Lena das Sterbedatum las, wurde ihr plötzlich schwindlig und speiübel. Ihr Hals zog sich zu und sie bekam kaum noch Luft. Sie würgte und sank auf den Rand der Grabeinfassung. Christin Bodenheim war an dem Tag gestorben, an dem Lena das Licht der Welt erblickt hatte. Der Tag, an dem ihre Mutter starb, war der Tag ihrer Geburt. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis der Würgereflex nachließ und sie wieder Luft bekam. Dann begann sie zu weinen. Sie

heulte hemmungslos, Rotz und Wasser. Sie heulte wegen Christin, wegen Marina und wegen all der Ungerechtigkeit in dieser beschissenen Dreckswelt.

*

Lena wusste nicht, wie lange sie dort an dem Grab hockte. Vielleicht nur für Minuten. Vielleicht auch eine halbe Stunde oder länger. Irgendwann beruhigte sie sich wieder. Sie wischte die Tränen mit den Ärmeln fort und stand auf. In all den Jahren hatte sie sich niemals richtig Gedanken gemacht, was mit ihren Eltern passiert war. Klar hatte sie hin und wieder aus belangloser Neugierde darüber nachgedacht. Aber so richtig eigentlich nie. Jetzt musste sie es wissen. War sie, Lena, am Ende an dem Tod ihrer Mutter schuld. Sie hatte davon gehört, dass es schon mal vorkam, dass Frauen bei der Geburt starben. Dass es Komplikationen gab. War Christin gestorben, damit sie leben konnte? Wer war dann ihr Vater? Auf dem Grabstein stand Christins Mädchenname Bodenheim. Sie war also allem Anschein nach nicht verheiratet gewesen. Lena starrte wieder auf die Jahreszahlen und begann zu rechnen. Siebzehn. Sie war siebzehn gewesen, fast achtzehn. Nur ein Jahr älter als Lena jetzt. Vielleicht lebte der Mann noch, von dem Christin schwanger geworden war? Sie musste das herausfinden. Die Frage war, wie sie das anstellen sollte. Langsam ging sie durch die Reihen der Gräber zurück zu ihrem Fahrrad und überlegte. Sie würde jemanden fragen müssen. Christins Tod war noch keine siebzehn Jahre her. Die Leute würden sich noch daran erinnern.

Aber wie sollte sie das anstellen? Einfach jemanden auf der Straße anquatschen, war nicht gerade Lenas Stärke. Der erste Kontakt zu Menschen fiel ihr schwer. Sie empfand es immer schon als wesentlich einfacher, wenn andere auf sie zukamen. Bereits in der Grundschule hatte sie immer gewartet, bis die anderen Kinder sie ansprachen. Oft genug tat sie dies auch vergeblich und war dann lieber für sich allein geblieben. Beim Anblick der Kirche kam ihr eine Idee. Der Pastor. Sie würde einfach den Pastor fragen. Der musste doch alles wissen, was in der Gemeinde vor sich ging. Außerdem hatte sie einmal gehört, dass Priester über das, was man ihnen anvertraute, nicht reden durften. Sie ging an ihrem Fahrrad vorbei auf die Kirche zu. Vor der untersten Stufe holte sie tief Luft, nahm all ihren Mut zusammen und schritt dann mit erhobenem Haupt die Treppe empor. Sie drückte den Knauf der schweren schwarzen Eisentür, doch nichts geschah. Sie rüttelte an der Tür. Sie war verschlossen. Vielleicht gab es einen weiteren Eingang. Lena lief um die Kirche herum und fand eine Tür an der Rückseite, direkt am Turm. Aber auch diese war verschlossen. Die Uhr ihres Handys stand mittlerweile auf kurz vor elf. Ihr Magen knurrte. Die letzte Mahlzeit war gestern am frühen Abend gewesen. Max war vorgestern hier im Ort bei einem Bäcker gewesen, um Brot zu kaufen. Den kleinen Laden, direkt neben der Kneipe, hatte sie bereits am ersten Tag aus dem Taxi heraus kurz gesehen. Es dauerte keine zwei Minuten, bis sie die kleine Backstube wiederfand. Sie tastete über die vordere rechte Tasche der von Christin geerbten schwarzen Jeans und fühlte durch den Stoff das 2-Euro-Stück,

das sie am Morgen eingesteckt hatte. Dann betrat sie den Laden. Es roch wunderbar nach frischem Brot, süßem Gebäck und irgendwie auch nach Kaffee. Hinter der Verkaufstheke stand eine Frau mit langen blonden Haaren und drehte ihr den Rücken zu. Sie hantierte an einer dieser großen modernen Kaffeemaschinen herum, aus der sich gerade mit einem lauten Zischen frischer Kaffee in eine Tasse ergoss. Rechts neben der Eingangstür standen zwei Handwerker in schwarzroten Overalls und Jacken in gelber Signalfarbe an einem Stehtisch. Die beiden unterhielten sich angeregt und schienen Lena gar nicht zu bemerken. Sie betrachtete in aller Ruhe das Gebäck in der Auslage und entschied sich, für ihr Geld zwei Wecken zum Preis von je 95 Cent zu kaufen. Endlich drehte die Bedienung sich um. In ihrer Hand eine große Tasse mit dem dampfenden Kaffee. Sie lächelte und wirkte äußerst sympathisch. Dann entdeckte sie Lena. Das eben noch so freundliche Gesicht wandelte sich zu einer entsetzten Fratze. Die Frau taumelte zurück und stieß einen kurzen Schrei aus. Mit einem lauten Scheppern schlug die Kaffeetasse auf den gefliesten Fußboden und zerbarst in tausend Stücke. Die Verkäuferin verdrehte die Augen und kippte dann zur Seite. Wie ein Sack Mehl schlug sie der Länge nach hin. Lenas Herz raste. Einer der beiden Arbeiter eilte der Frau zu Hilfe, der andere sah verstört zu Lena herüber, die bereits bis zur Ladentür zurückgewichen war. „Ich hab nichts gemacht“, flüsterte sie mehrmals und hob abwehrend die Hände. Ein älterer Mann kam aus einer Tür im hinteren Ladenteil herausgestürmt. Er trug eine weiße Schürze und auf dem Kopf eine ebenfalls weiße

Mütze. Sofort ließ er sich neben der Frau auf dem Boden nieder und hob ihren Kopf an. Hilfe suchend sah er sich um. Als er Lena erblickte, schaute auch er ungläubig. „Raus mit dir“, schrie er sie plötzlich an. „Hau bloß ab. Geh zum Teufel, wo du hingehörst.“ Lena ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie stürmte aus dem Ladenlokal hinaus auf die Straße und rannte. Sie rannte wie noch nie in ihrem Leben. Durch die Gassen an der Kirche vorbei und hinaus aus dem Dorf. Erst auf dem kleinen geteerten Wirtschaftsweg, der zum Hof hinaufführt, weit hinter den letzten Häusern, wurde sie langsamer. Ihr Fahrrad. Sie hatte ihr Fahrrad vergessen. Es stand noch immer im Radständer vor der Backstube. Sollte sie zurücklaufen und es holen? Nein, besser nicht! Was war nur passiert? Was war mit dieser Frau los gewesen? Sie verstand die Welt nicht mehr. Hatte sie irgendetwas getan? Etwas falsch gemacht? Langsam ging sie den Berg hinauf zum Hof. Vor dem Haus stand der alte Mercedes. Max war damit beschäftigt, die Pakete mit dem Laminatboden ins Haus zu tragen. Ohne dass er sie sah, schlich sie ins Haus, durch den Flur, die Treppe hinauf in Christins Zimmer. Dort ließ sie sich auf das Bett fallen und begann erneut zu heulen. Lena verstand die Welt nicht mehr. Und wie es schien, verstand die Welt auch Lena nicht. Das hatte sie noch nie.

*

Als sie die Augen aufschlug, saß Max neben ihr und strich ihr sachte über das Haar. Sie war wohl einge-

schlafen. „Hier steckst du“, flüsterte er. „Ich hab dich schon gesucht.“ Lena sah zum Fenster. Draußen war es noch immer hell. Auf dem Fensterbrett saß Mohrle und betrachtete sie aufmerksam mit seinen zu feinen Schlitzen verengten Katzenaugen. „Sorry“, hauchte sie Max zu, nahm seine Hand und drückte sie auf ihre Wange. „Ich muss wohl eingeschlafen sein.“ Er lachte auf. „Ja, sieht ganz so aus.“ „Wie spät is es denn?“, fragte sie, gähnte noch einmal und richtete sich dann auf. „Gleich vier. Und unten wartet Besuch auf dich.“ „Besuch?“ Lena war schlagartig hellwach. Wer sollte sie hier besuchen? Sie kannte doch niemanden. „Aus Frankfurt?“, fragte sie ungläubig. Max schüttelte den Kopf. „Nein, die Frau ist von hier. Sie hat dir dein Fahrrad zurückgebracht, das du im Ort hast stehen lassen. Sie wartet auf dich in der Küche.“ Mit einem Satz war Lena aus dem Bett.

Eilig lief sie die Treppe herunter, hielt aber kurz vor der Küchentür inne und wartete, bis Max hinter ihr war. Langsam öffnete sie die Tür. In dem Raum roch es noch immer nach Farbe. Die Wände hatten sie erst am Vortag in einem sanften Himmelblau frisch gestrichen. Der Farbton passte herrlich zu den alten Fußbodenkacheln und den blau gebeizten Kiefernmöbeln aus ihrer alten Frankfurter Wohnung. Am Küchentisch, auf der Eckbank vor dem Fenster, saß die blonde Verkäuferin aus der Bäckerei. Ihre Augen waren gerötet und es schien, als habe die Frau geweint. Der Tisch selbst war hübsch gedeckt, wie zu einem Kaffeekränzchen. „Hallo Lena“, sagte die Frau und stand auf. Lena nickte ihr vorsichtig zu und hauchte etwas,

das eigentlich „Guten Tag“ heißen sollte, von dem sie aber das meiste verschluckte. Die Blonde trat auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen. „Ich bin Anne“, sagte sie. „Ich wollte mich bei dir entschuldigen. Ich glaube, es gab da ein Missverständnis.“ Sie lächelte nun. Lena wusste nicht, was sie sagen sollte und auch Anne schien nach Worten zu suchen. „Ach übrigens“, sagte sie plötzlich und deutete auf den Tisch. „Ich soll mich auch noch im Namen meines Vaters entschuldigen. Er hat dich wohl ziemlich blöde angeranzt. Es tut ihm fürchterlich leid und er hat mir deshalb für euch ein Paar seiner Leckereien eingepackt. Sozusagen als Wiedergutmachung für sein rüdes Auftreten.“ Wieder schwiegen sie sich an. Lena verstand noch immer nicht, was das Ganze hier und am Mittag drunten im Dorf zu bedeuten hatte. Max schien ihre Gedanken zu kennen. Er packte Lena bei den Schultern und schob sie zu einem der Stühle. „Nu setzt euch erst mal hin. Ich schau mal, ob der Kaffee durch ist. Und Anne erklärt dir, warum sie sich so erschrocken hat.“ Wie es schien, wusste Max bereits, was geschehen war. Vermutlich hatte er vorhin, als Lena noch schlief, bereits mit der Blondine gesprochen. Lena und auch Anne setzten sich hin. „Ja, Lena, dein Vater hat es schon gesagt. Ich habe mich mächtig erschrocken, als du heute Morgen plötzlich im Laden gestanden bist.“ Sie sah nun auf die Tischplatte und drehte nervös die leere Kaffeetasse hin und her. „Weißt du, das klingt jetzt vielleicht etwas verrückt“, fuhr sie zögernd fort. „Aber als du da so standest, in dem roten Pullover und der schwarzen Jeans, da hab

ich geglaubt, du wärest jemand anderes.“ Lena verstand auf Anhieb, was Anne ihr sagen wollte. Sie schluckte den Kloß in ihrem Hals herunter und sagte dann leise. „Du hast geglaubt, ich sei Christin.“ Anne nickte, ohne sie anzusehen. Lena sah, wie Tränen über die Wangen der hübschen Frau liefen, sich am Kinn sammelten und dann auf den Tisch tropften. Sie griff spontan nach Annes Händen. Erst wollte diese zurückzucken, packte aber dann doch die Hände des Mädchens und drückte sie fest. „Sehe ich ihr denn wirklich so ähnlich?“, fragte Lena ungläubig und musste an sich halten, um nicht gleich mitzuheulen. Anne blickte auf und sah ihr nun in die Augen. „Du bist ihr Ebenbild.“ Dann ließ sie Lenas Hände los, setzte sich aufrecht hin und griff in eine Tasche, die sie neben sich auf der Bank liegen hatte. Zum Vorschein kam ein dickes Fotoalbum mit einem kitschigen Blumenmuster auf dem Umschlag. Anne schlug es auf und blätterte darin. Als sie das, was sie suchte, gefunden hatte, reichte sie es ihr hinüber und deutete auf eines der Fotos. Darauf war Christin zu sehen. Sie saß auf einer Bank vor der Bäckerei. Neben ihr ein blondes Mädchen im gleichen Alter. Christin trug den roten Strickpulli, dazu eine schwarze Jeans. Ihre langen roten Locken fielen gleichmäßig über ihre schmalen Schultern. „Das gibt’s ja nicht“, schnaufte Max, der über Lenas Schulter hinweg ebenfalls das Bild betrachtete. Lena verstand jetzt, warum Anne sich erschrocken hatte. „Die andere bist du?“ Anne nickte wieder, sie lächelte jetzt. „Das war im Mai 1994. An dem Tag hat sie mir erzählt, dass sie schwanger war.“

Dann sind wir also alle drei auf dem Foto?“ Anne nickte. „Ja, das sind wir wohl.“

*

Als Anne zwei Stunden später zu Fuß den Hof verlassen wollte, war es bereits dunkel. Max bestand darauf, sie mit dem Wagen nach Hause zu bringen. Lena waren die Blicke von Max nicht verborgen geblieben. Wie es schien, interessierte er sich das erste Mal seit Marinas Tod für eine andere Frau. Und Lena fand es toll. Sie freute sich für ihn. Und Anne war wirklich nett.

*

Als die beiden fortfuhren, stand sie auf dem Hof und winkte ihnen hinterher. Dann ging sie zurück in die warme Küche. Sie legte im Ofen Holz nach, setzte sich wieder an den Tisch und blätterte noch einmal durch das Fotoalbum, das die junge Frau ihr daließ. Anne hatte ihr viel über Christin erzählt. Sie war an den Folgen eines Autounfalls gestorben. Es war in der Nacht zum 1. November geschehen. Die Mädchen waren abends auf einer Feier im Nachbarort gewesen. Auf dem Weg nach Hause war Christin von einem Auto erfasst worden. Der Fahrer, vermutlich ein Betrunkener, hatte sie einfach über den Haufen gefahren und war mit Vollgas davongebraust. Christin war zu diesem Zeitpunkt bereits im siebten Monat gewesen. Die Ärzte konnten nichts mehr für sie tun. Sie war noch

im Hubschrauber auf dem Weg ins Krankenhaus verstorben. Nur das Baby, wenn auch noch sehr klein und schwach, hatte wie durch ein Wunder überlebt. Das Schwein, das Christin auf dem Gewissen hatte, war nie gefasst worden. Das Geheimnis, wer der Vater ihrer Tochter war, nahm sie mit ins Grab. Noch nicht einmal ihrer besten Freundin Anne wollte sie den Namen verraten. Anne vermutete, dass es wohl ein verheirateter Mann gewesen war und Christin deshalb niemandem etwas davon erzählt hatte. Und Lena vermutete, nein, sie war sich sicher, dass Anne sie in diesem Fall anlog.

*

Lena schlief sehr schlecht in dieser Nacht. Wobei schlecht so viel bedeutete wie überhaupt nicht. Zwar war sie mehrmals kurz davor einzudösen, schreckte aber dann immer wieder auf. Mal war es der Wind und das damit verbundene Klappern der Dachschindeln. Mal eine plötzliche Bewegung von Max, mit dem sie sich nun in der siebten Nacht das große Ausziehsofa teilte. Am Abend war es Max gelungen, den Fernseher zum Laufen zu bringen. Er stand auf einer kleinen Kommode in der gegenüberliegenden Ecke des Wohnraums. Oben drauf der Satellitenreceiver mit der eingebauten Uhr aus rot leuchtenden Digitalanzeigen. Lena beobachtete, wie die Uhr die Minute zählte. So eine Minute war ganz schön lang. Sie dachte an Anne, die nach ihren eigenen Erzählungen angeblich die beste Freundin von Christin gewesen war und musste

feststellen, dass sie selbst so etwas wie eine beste Freundin gar nicht besaß. Immer wieder stellte sie sich in dieser Nacht die Szene vor, wie die beiden Mädchen in der Dunkelheit auf dem Heimweg gewesen waren und Christin dann von dem fremden Wagen erfasst worden war. Anne war ihr schon sympathisch. Trotzdem glaubte Lena, dass die junge Frau sie in manchen Sachen angelogen hatte. Sie war davon überzeugt, dass Anne genau wusste, wer Lenas Erzeuger war. Vielleicht schützte sie ihn. Vielleicht war der Mann wirklich verheiratet und seine Frau durfte von dem außerehelichen Verhältnis und den Folgen daraus nichts wissen. Und wenn? Max brachte Lena seit jeher bei, dass wenn man Scheiße baut, man auch dafür geradestehen muss. Alles andere ist charakterlos und schäbig. Als sie im letzten Jahr beim Klauen in einem Supermarkt erwischt worden war, hatte sie auch dazu gestanden. Sie gab bei dem Jugendrichter alles zu und leistete die paar Sozialstunden ohne Murren in einem Altenpflegeheim ab.

Irgendwann würde Lena herausfinden, wer Christin geschwängert hatte. Alles kam irgendwann im Laufe der Zeit einmal heraus. Doch der Mann, von dem ihre Mutter schwanger geworden war, würde nie ihr Vater sein. Das war Max und er würde das auch immer bleiben.

*

Kurz vor Mitternacht entschied sie sich noch einmal aufzustehen, um sich ein Glas Wasser zu holen. Vor-

sichtig kletterte sie über Max und schlurfte hinüber in die Küche. Es war noch immer schön warm in dem Raum. Der urige alte Holzofen strahlte eine sehr angenehme Wärme ab. Früher hatte sie immer geglaubt, dass Wärme und Kälte nur physikalisch messbare Werte waren. Wenn ihr in Frankfurt in der alten Wohnung zu kalt gewesen war, musste sie einfach nur am Thermostat der Heizung drehen. Das war hier nicht so einfach, da es keine Heizung mit einem Drehknopf gab. Dafür gab es in fast jedem Raum einen Ofen, den man mit Holz oder Briketts befeuern musste. Dies war zwar mühsam, doch dafür wurde man auch mit einer anderen Wärme belohnt. Der Unterschied war sicherlich nicht messbar, aber er war da. Lena konnte noch nicht einmal sagen, was anders war. Vielleicht der Geruch, die Luftfeuchte, das Knacken der Holzscheite. Sie hatte keine Ahnung. Sie schaltete das Licht ein, nahm ein Glas aus dem Schrank und drehte den Wasserhahn auf. Noch ein Unterschied zu Frankfurt. Hier im Westerwald schmeckte das Leitungswasser ganz anders und hatte auch nicht diese weißliche Verfärbung, die erst nach einigen Minuten verschwand. Max meinte, das läge am Kalkgehalt. Lena war es egal, woran es lag. Hauptsache, es war besser. Ein leises Mauzen war zu hören. Sie blickte zur Tür, die einen Spalt offenstand. Vorsichtig schob Mohrle sich in die Küche. Der Kater, mittlerweile war sich Lena sicher, dass es einer war, marschierte mit hocherhobenem Haupt zur Eckbank, sprang hinauf und mit einem weiteren Satz dann direkt bis auf den Küchentisch. Dort beschnüffelte er neugierig das kleine Kännchen

mit der Milch für den Kaffee, das noch von Annes Besuch am Nachmittag dort stand. Lena reagierte sofort. Sie nahm eine kleine Dessertschale aus dem Schrank, stellte sie neben Mohrle auf den Tisch und goss den Inhalt des Kännchens hinein. Der Kater schien zufrieden und machte sich sogleich über die Milch her. Dann setzte sie sich auf die Bank und sah dem Tier interessiert zu. Es war das erste Mal im Leben, dass sie einer Katze dabei zusah, wie diese ihre Milch trank. Vorsichtig streichelte sie Mohrle über den Rücken. Es schien ihn weder zu stören noch ihm zu gefallen. Das Interesse des Tieres galt ganz und gar der kleinen Schüssel Milch. Doch plötzlich schnellte der Kopf des Katers empor und ein böses Fauchen erklang. Erschrocken zuckte Lena zurück. Sie sah, wie das eben noch glatte schwarze Fell des Tieres sich am Rücken aufstellte. Die Augen funkelten gefährlich in Richtung des Fensters seitlich von Lena. Reflexartig sah sie in die gleiche Richtung wie das Tier und glaubte im Augenwinkel noch ein Gesicht zu sehen, das gerade in der Dunkelheit verschwand. Sie schrie erschrocken auf. Mohrle machte einen Satz an ihr vorbei auf die Fensterbank, während Lena aufsprang. Dabei kippte ihr Stuhl nach hinten und fiel polternd zu Boden. Ihre Augen hingen an Mohrle, der geduckt an der Scheibe saß und hinaus in die Dunkelheit starrte. Es dauerte nur Sekunden, bis die Tür aufflog und Max mit zerzausten Haaren hineinstürmte. „Da war jemand“, stammelte sie und zeigte zitternd auf das Fenster. Max ging ohne ein Wort zu sagen mit ernster Miene zum Fenster und stierte hinaus auf den Hof. „Bist du si-

cher?“, fragte er nach einigen Sekunden und drehte sich wieder zu ihr um. Zuerst nickte sie, dann hob sie die Schultern. „Weiß auch nicht, aber da war etwas.“ Max sah noch einmal hinaus. „Vielleicht war es ein Tier?“ Lena hob erneut die Schultern. Vermutlich hatte Max recht und Mohrle witterte irgendein anderes Tier, das sich draußen herumtrieb. Bestimmt ein anderer Kater oder vielleicht ein Waschbär. Von denen hatte Anne nachmittags erzählt. Die aus Amerika stammenden kleinen Bären hatten im Westerwald, wie in vielen Teilen Deutschlands, eine neue Heimat gefunden und vermehrten sich hier rasend schnell. Die Viecher seien schon zu einer richtigen Plage geworden. Lena ging langsam zum Fenster und sah nun auch hinaus. Gegenüber, direkt über dem First der Scheune, stand hell ein riesiger Vollmond und tauchte den vorderen Teil des Hofes in ein merkwürdiges diffuses Licht. Deutlich konnte sie den großen Mercedes erkennen, der vor dem Haus parkte und auf dessen Dach sich der Mond noch einmal spiegelte. Mohrle, der noch immer vor ihr hockte, schnurrte zufrieden. Dann sprang er mit zwei Sätzen zurück auf den Tisch und schlabberte, als wäre nichts geschehen, weiter seine Milch. „Tja, was immer da war, es scheint nun weg zu sein“, meinte Max, legte seinen Arm um ihre Schultern und zog sie vorsichtig mit sich. „Komm Lena, lass uns schlafen gehen.“ Sie folgte ihm. Als Max das Licht im Raum löschte, sah sie noch einmal kurz zurück. Der Mond schien nun durch das Fenster und vom Tisch her leuchteten wie zwei gelbe Punkte Mohrles Augen in der Dunkelheit.

Die Gestalt, die sich draußen neben dem Fenster an die Hauswand drückte, bemerkte sie nicht.

WESTERWALD KRIMI

MICHA KRÄMER

Über deine Höhen

Wer ihre richtigen Eltern sind, weiß die fast siebzehnjährige Lena aus Frankfurt nicht. Um so verwunderter ist sie, als sie eines Tages einen Brief vom Anwalt ihres verstorbenen Großvaters erhält. Der alte Mann, von dessen Existenz sie bisher nicht einmal ahnte, hat ihr einen heruntergekommenen Hof hinterlassen. Gemeinsam mit ihrem Adoptivvater Max zieht sie in den Westerwald. Schnell wird klar, dass nicht nur das alte Gemäuer eine dunkle Vergangenheit hat. Im Dorf trifft sie auf eine Mauer des Schweigens. Wer waren ihre Eltern? Was geschah in der Nacht ihrer Geburt, als ihre Mutter starb?

Bereits in einer der ersten Nächte malt ein Unbekannter mit Blut ein Pentagram über ihre Haustür. Unheimliche Gestalten schleichen nachts durch den Wald hinter dem Hof. Und dann hört sie das Heulen des Wolfes.

ISBN 978-3-8271-9571-5

9 783827 195715

9,95 EUR

KRIMI regional

www.niemeyer-buch.de